

Des ersten Gallen Prophezeiung

Novellette von Christine Belsais.

Das schöne Modell, das zu ihm ge- gangen, um malen zu lernen, das schö- ne, herrliche Weib war bereits die Gat- tin des Künstlers. Von jeder Wand seines Ateliers schauten ihre schönen, rehbraunen Augen auf die Besucher, mochten sie das Gesicht einer Zigeuner- in oder Königin beleben. Den Maler durchdrachte nicht nur irdische Liebe, son- dern wahre Anbacht, wenn er seine Frau erblickte.

Sein Glück war ein doppeltes. Das des Gallen und das des Künstlers, der das Ideal sein nannte, welches seine Seele erhob.

Und die schöne Frau weidete sich an dieser Huldigung, an dieser Anbetung. Sie nahm allen Weibbrauch hin, wie eine, die da fühlt, daß er ihr gebühre.

Der Maler nahm bloß deshalb die Palette zur Hand, rief bloß deshalb die Farben, suchte bloß deshalb die bizar- resten Farbentombinationen, um in deren Rahmen dieses süße Gesicht pla- cieren zu können. Er war verliebt in seine Bilder. Er war im Stande ge- wesen, sie zu küssen. . . Aber er hatte doch das Original.

Dieses Original war nicht immer anwesend. Die Frau langweilte sich im Atelier und beschickte angeblich immer eine deutsche Tante in Osn.

An den Tagen, an welchen sie das Haus nicht verließ, schickte ihr diese lie- bevolle Tante stets ein Briefchen, das der arme Maler nicht lesen konnte, weil er die deutsche Sprache nicht verstand.

Auch das fand der verliebte Gatte eigentümlich, daß seine Frau ihm nie gestattete, die deutsche Tante kennen zu lernen.

„Du bist ein Ungar, sie ist eine Deut- sche! Sie ist eine hausbackene Bür- gerfrau, die zur Kirche geht und die Künstler nicht leiden kann.“

Das gab ihm die junge Frau stets zur Antwort, und der Maler vertraute ihr.

In das Atelier des Malers kam oft ein Herr, der den Maler spielte, indem er bei dem jungen Maler viele Bilder bestellte, für seinen Salon und für seine Bekannten. Wenn dieser Herr dort war, ging die Frau niemals zu ihrer Ofener Tante; doch wenn sie einige Tage nicht dort gewesen, schrieb die Tante ihr recht häufig Briefe, die sie riefen.

„Wo wohnt Deine Tante, Liebste?“ fragte der Gatte einmal, als seine Frau nach Hause kam.

„In Osn, in der Rüttingergasse,“ ant- wortete die Frau.

Am andern Tage, als die Frau wie- der einen deutschen Brief bekommen und nach Osn gegangen, sagte den Gatten ein unbezwingliches Verlangen, diese Tante kennen zu lernen.

Er nahm einen Wagen und fuhr in die Rüttingergasse. Längs derselben schau- ten viele, viele Tanten aus dem Fenster, doch keine, die den rechten Namen geführt hätte.

Gärgert lehrte er heim und suchte die deutschen Briefe seiner Frau. Er fand dieselben. Hierauf kaufte er sich ein Wörterbuch. Und so oft ein deutscher Brief kam und seine Frau ihm nachlässig wegworf, begann er, sobald er sich allein wußte, den Brief zu buchstabieren.

Während die Liebe war in diesen Brie- fen, Stillschweigen. Der Gatte litt und auch der Künstler.

Er erwiderte, daß die Ofener Tante und der Maler ein und dieselbe Person sind. Er sagte nichts.

Er wartete bis seine Frau nach Hause kam. Man brachte eben wieder einen deut- schen Brief, den der Gatte buchstabirte. Er übergab ihn der Frau. Diese ahnte nichts. Sie lehnte sich zu Tisch.

chen überließ. Indessen lebte die Frau des Malers heiter und lustig da- hin. In dem Hause, wo sie wohnte, war ein junger Maler. Er war ein italieni- scher Künstler. Diesen Künstler sah die Frau des Malers.

Sie erinnerte sich ihres ersten Gatten. Der Farbengeruch verführte sie. Sie hatte genug von dem opferbereiten Mann, der kein Künstler war. Von Neuem sehnte sie sich nach einer Liebe, wie deren nur ein Hohem fähig war.

Die schöne Frau klopfte bei dem jun- gen Italiener an, der gerade für eine Serenade eine ideale Gestalt suchte. . . Das Bild wurde fertig. Aber diese italienischen Maler sind feurig und ei- serfüchtig!

Der schöne Maler brannte vor Liebe. Ihn schmerzte der Gedanke, daß diese Frau auch . . . ihrem Gatten angehöre und er stellte sie vor die Alternative: Entweder oder. Und die Frau zögerte! Beim Gatten war Wohlstand, beim Künstler die Liebe. Beim Gatten war die Langeweile, beim Künstler die Le- bensfreude. Sie zögerte. Sie betrach- tete ihre kleine Hand, auf der Diaman- ten blühten, welche der Gatte ihr gege- ben und sie dachte nach, ob das Auge des Geliebten tiefer glänze, als das strahlende Jurel? Und sie beschloß — Beide zu behalten.

Sie sagte das auch dem Italiener. Als Der erfuhr, daß sie ihn nicht liebte, wie seine Liebe es verdiente, er- schöpf er sich.

„Ich mag Dich nicht, wenn Du nicht mein Weib werden willst!“ schrie er im letzten Briefe. „Da ich aber Dir nicht entsagen kann — sterbe ich!“

Und die Zeitungen beneideten ihn; sie schrieben Feuilletonartikel über den schönen Italiener und seinen Selbst- mord. Ja, sie deuteten sogar an, daß dies der schönen Frau wegen geschehen. Was die Zeitungen schrieben, trug die Post nach München, in das Atelier eines Künstlers, der, als er von dem neuen Opfer seiner Gattin las, Farben und Pinsel beiseite warf und — nach Hause fuhr.

Man trug den italienischen Künstler in den Friedhof. Das schöne Ideal lag krank und wälzte sich weinend im Bette. Sie schickte einen Kranz Rosen dem jungen Trostlopf, der lieber zu den Toten gezogen war.

Und beim Begräbnis flüsternte man viel von der Frau, die einen Künstler ins Grab getrieben. Der Mann, der brade Maler war dort. Seine Brust war von Stolz geschwellt, denn seine Frau gefiel ihm nochmal so gut, seit- dem sie die Heldin eines Sensations- dramas geworden.

Er bemerkte es gar nicht, daß die Menschen ihn mieden. Doch nein, ein Herr im Reiseanzug kürzt ihm entgegen und schilt, noch über dem frischen Grab, seine beiden Hände mit den Worten: „Da bin ich! Kennen Sie mich nicht? Ich bin der erste Gatte Ihrer Frau. Jetzt bin ich gekommen, denn jetzt darf ich Ihnen die Hand drücken!“

Die Konkurrenten.

Skizze nach dem Leben von A. G a b e r.

„Gott, nein, wie braun! Wie zwei Ahlbecker Flundern.“ Tante Marie hoch erst das zappelnde Büschel, dann das geduldige Schmeicheln in die Höhe und gab jedem einen herzhaften Kuß. Dann kamen Schwester und Schwager zur Begrüßung an die Reihe. „Und Ihr auch! War's schön? Na, Ihr könnt lachen!“

„Warum bist Du denn nicht nachge- kommen nach Ahlbeck? Wir hätten so schön Platz.“

„Ach, das-ging ja nicht; absolut nicht. Ich mußte inzwischen ja Wohnung su- chen.“

„Ach so — ja richtig! Ich begreife aber nicht, daß Mama sich wieder die Last mit der eigenen Wohnung machen will. Wo sie doch so gut bei uns sein könnte! Das Gartenzimmer steht fast immer unbenutzt!“

„Das ist ja recht nett von Dir, Lisa! Einen guten Mann, zwei reizende Kin- der, und dazu Mamas klugen Kopf und praktische Hände! — Und ich?“

„Herr du meines Lebens!“ brauste da der Schwager auf. „Müßt Ihr Euch denn gleich wieder zanken? Du hästest ja auch mit bekommen können! — Hast Ihr denn schon was gefunden?“

„Ach ja, etwas ganz Reizendes. Hier, garnicht weit von Euch, in der Potsda- mer Straße. Gartenwohnung, herrlich- scher Blick. Schöne Zimmer — und ganz neu hergerichtet. Ich will jetzt gleich hin und abschießen.“

„Ja, ja, macht schnell. Wenn erst Alles aus der Sommerfrische zurück- kommt, geht der Sturm los. Heute Abend seid Ihr doch bei uns?“

Muster vor allen anderen Aussicht auf reichenden Absatz.

Jetzt zunächst die Wohnung. Sie wird doch nicht schon vermietet sein? Bei ihrem anerkanntem Pech in derlei Dingen — sie kommt leider immer einen Posttag zu spät! — Als sie die Woh- nung besichtigte, traf sie schon einen Konkurrenten, Herrn Willy Meyer, ei- nen ihrer besten Kunden und alten Be- kannten. Auch er hatte Absichten, ent- schieden; denn wie sollte sonst sein pa- thetisches „Hier laßt uns Hütten bauen“ zu deuten sein?

Sie befragte ihren Schritt. Und da steht sie auch schon vor der Haustür, um gleich darauf die teppichbelegten Stufen hinaufzusteigen zum Hochpar- terre, wo der Verwalter wohnt.

Durch das geöffnete Schiebefensterchen schaut ihr ein rüchelges Gesicht mürrisch entgegen. Sie kennt den Mann noch nicht, da sie jetzt nur mit der Frau gesprochen hat. So sagt sie denn höflich: „Entschuldigen Sie, ich komme wegen der Gartenwohnung.“

„Weg!“ sagt der Mann lakonisch. „Nicht möglich! Schon vermietet?“

„Weg!“ tönt es wieder von oben. „Ach, das ist mit aber furchtbar leid! Ich reflektiere schon lange darauf und habe es auch Ihrer Frau gesagt. Ich hätte mich ja auch gern erträglich ge- zeigt, wenn Sie auf meine definitive Entscheidung gewartet hätten!“

Das Gesicht des Cerberus erhellt sich etwas. „Na, denn kommen Sie man ru!“

Doch ehe sie die Treppe ganz erklim- men hat, öffnet sich die Thür zur Woh- nung des Verwalters, und ein Herr tritt heraus — Wilhelm Meyer. In der Rechten hält er ein altentwürdig aussehendes Schriftstück, den Mietkontrakt, den er zu Hause durchstudieren und un- terzeichnen will.

„Sie, Fräulein Marie? Sie kom- men wohl wegen der Wohnung? Nichts zu machen! Hier — erreicht!“

Und er streckt ihr föhlich lachend den Kontrakt entgegen. Doch sie geht auf seine Scherze heute nicht ein.

„Nein, das ist schiedt von Ihnen, Herr Meyer, ganz absehblich! Wo ich mich so auf die Wohnung gefreut habe! Was wollen Sie denn damit? Am Tage sind Sie im Geschäft und Abends — wer weiß wo?“

„So? Na, Sie müssen ja zu wissen. Ich kann Ihnen nur sagen, unsereiner will auch mal Mensch sein und ein hübs- ches Heim haben. Da hört das Knei- senleben dann von selbst auf. Von mei- ner Tante habe ich etwas Geld und hübs- che Möbel geerbt.“

„Aber ich hätte die Wohnung doch gar zu gern gehabt!“

„Er steht sie mit eigenem Blick an. „Na, dann müssen wir sie eben zusam- men beziehen!“

Sie zuckt die Achseln. Ein fauler Witz denkt sie. „Ganz einfach, Fräulein, wirklich. Ne ganz leichte Sache. Wir brauchen uns nur zu heiraten!“

Mit einem plötzlichen Ruck wendet sie sich um. Was ist das nun wieder? Ein neuer Scherz oder Ernst, süßer, beglü- ckender, wirklicher Ernst? Da tönt wie- der seine Stimme an ihr Ohr, mit einem warmen Klang, der sie erschauern macht. „Wollen Sie?“

Er sagte nichts von Liebe. Aber das will sie auch gar nicht. Sie hat schon so trübe, traurige Erfahrungen hinter sich! Und sie erinnert sich jenes stür- mischen Winterabends, da sie, von ihren weiten Augen ermüdet, in seinem Laden gesessen. Still, mit verdrehten Augen. Und in ihrem Muff knistert und raschelt es leise, ein zerknülltes Papier. Der Abschiedsbrief.

Da hat er ihr die Hand über den La- dentisch entgegengestreckt. „Ich weiß, was Sie drückt. So was muß man vermeiden können, Fräulein. Man lernt's. Ich hab's auch gemerkt.“ Seitdem sind sie gute Freunde ge- wesen, treue Kameraden. Manche trau- liche Abendstunden haben sie zusammen verplaudert.

Sie wendet sich ihm wieder zu, und ihre Blide begannen sich. Da nicht sie. Und er zieht sanft ihren Arm durch den seinen. „So, nun müssen wir Konkurrenten uns die Wohnung doch mal zusam- men ansehen!“ meint er dann. „Sie ist ja leer, wir können also Räumchen!“ Und uns auch Reiner!“ Niemand er für sie.

Die Verurtheilte.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisirte Uebersetzung von Heinrich Sievers.

Vierzehn Monate schmachtete Rafael in seiner engen Zelle.

Seine ganze Welt waren die vier Kno- chenwände, deren Risse und Löcher er aus dem Gedächtniß hätte auf- zählen und genau beschreiben können, seine Sonne die hohe Fensterlute, deren Eisengitter den blauen Fleck des Him- mels durchtrug, und von dem nur wenige Fuß im Geviert messenden Fuß- boden gehörte ihm kaum die Hälfte; denn die schweren, bei jeder Bewegung klirrenden Ketten machten ihm weite Spaziergänge unmöglich, da ihre Schel- len sich tief in sein Fleisch eingeschnitten hatten.

Er war zum Tode verurtheilt wor- den, und während man in Madrid die Akten seines Prozesses zum letzten Mal durchblätterte, verbrachte er Monate und Monate als ein lebendig Begrabe- ner in dem feuchten Sarge. Nur eines Wunsches hegte er: ein einiger furchtbar- er Augenblick möge seinen ständigen Qualen ein schnelles Ende bereiten.

Was ihm am meisten beschäftigte, war die Reinkarnation; jeden Morgen setzte und spülte man den Fußboden, so daß die Feuchtigkeit seinen Strohsack durch- sickerte und ihm in die Knochen drang; nicht einmal an den Wänden ließ man ein Stäubchen. Man hatte ihn, den Gefangenen, sogar der Gesellschaft des Schmutzes beraubt und ihn zu absoluter Einsamkeit verdammt. Wenn man doch Mäusen und Ratten den Eingang ge- währt hätte; zum Trost für seine Ein- samkeit hätte er mit ihnen sein kaltes Maß getheilt und zu ihnen als guten Freunden und Kameraden gesprochen. Warum wollte man keine Spinnweben dulden, hätte er doch eine Spinne sich zur treuen Freundin erzogen?

In diesem Grabe aber wollte man kein anderes Leben, als das seine. Eines schönen Tages — und Rafael erinnerte sich desselben hübsch wohl tausendmal — hatte sich ein neugieriger Späh nach dem Gitter einer Fensterlücke gemacht; aber der Stroh des Luftstromes war gleich unter lautem Schreien davongeflogen. Das bleiche und schwache Wesen, das trotz dem heißen Sommertage da unten in seiner tiefen Gruft vor Frost zitterte, hatte den freien Stroch mit Entsetzen erfüllt, so daß er sein schmutziges Federgerüst schüttelte und eiligt den Mobergeruch, der dem Gitter der unterirdischen Gruft einströmte, floh und sich in die helle Sonne rettete.

Als einziges Geräusch des Lebens drangen die Stimmen seiner Gefährten, welche im Hofe nachden burften, an sein Ohr. Sie waren wenigstens den offenen Himmel über ihrem Haupte und brachten nicht die feuchte Luft hinter einem schmalen hohen Gitter zu athmen; ihre Beine waren frei, und es fehlte ihnen nicht an Personen, mit denen sie sprechen konnten. Selbst hier im Gef- fängniß hatte das Unglück seine Ab- schlüßungen. Den ewig unzufriedenen Menschen, der im Vollgenuß der Frei- heit da draußen sich nicht betrautet wurde, benedete Rafael, wie jener den glücklichsten Menschen benedete. Wie kostbar war die Freiheit! . . . Aber er verdiente es, daß man ihn in dieser Gruft gefangen hielt.

Auf der letzten Stufe des menschlichen Unglücks war er angelangt. In einem Anfall von Verzweiflung hatte er einen aussichtslosen Fluchtversuch in Scene setzen wollen, indem er den Boden seiner Zelle aufwühlte. Seit dieser Zeit wurde er ständig und auf's Strengste über- wacht. Wenn er lang, gebot man ihm Schweigen. Um sich zu zerstreuen, leitete er die Gebete, die ihn seine Mutter gelehrt hatte und deren er sich nur bruch- stückweise erinnerte, in dem gedäch- tlichen Gesang her; oder auch dies wurde ihm verboten. Wollte er etwa die Rolle eines der Wahnsinn simulirt, spie- len? Keine albernem Späße, Anabel! Er wußte es, man wollte ihn gesund an Leib und Geist erhalten, damit der Hen- ker sich nicht an verdorbenem Fleische zu vergreifen brauche.

Er wußte nicht, ob dies das Begräbnis, diese regungslose Einsamkeit, dieses karglich- te und schlechte Essen waren härter als seine einst robuste Gesundheit. Er litt an Hallucinationen; in manchen Näch- ten, wenn er die Augen schloß, da ihn das vorgeschriebene Licht, trotzdem er es seit vierzehn Monaten kannte, ohne sich da- ran gewöhnen zu können, beschäftigte, war es ihm, als ob ihm unbekante Feinde, welche ihn morben wollten, seinen Ma- gen umgittert hätten, und er stöhnte auf unter der Qual eingebildeter Peini- gungen, bis die Wärter ihn gewaltsam aufrüttelten.

Ueber Tag dachte er fast immer an seine Vergangenheit; aber sein Gedäch- niß war so unklar, daß er glaubte, die Geschichte eines Anderen vor sich aufzu- rollen.

Er erinnerte sich des Tages, da er nach seinem Heimatort zurückgekehrt war, nachdem er seine erste Gefängnißstrafe wegen Raufereien abgemacht hatte. Alle betrachteten ihn mit scheuer Furcht und Respekt, sowohl die Personen, welche den ganzen Tag über auf dem Dorfplatz Maulaffen heilpöbelten, als auch diejeni- gen, welche ständig in den Tabernas zu finden waren; der stamme und un- erschrockene Raufbold hatte es Allen ange- than. Das schönste Mädchen des Dor-

fes wurde seine Frau, freilich mehr aus Furcht und Respekt, als aus Liebe; der Dorfcafé erwarnte ihn zum Feldhüter und bediente sich seiner Brutalität bei den Wahlen. Solange die Partei seiner Gönner am Ruder war, erfreute er sich einer fast unumschränkten Herrschaft. Aber als die Regierung in Madrid ein- geführt wurde, fielen auch seine Gönner, und die andere Partei, welche ihn bis da- hin gefürchtet hatte, ernannte einen an- deren vorwegenen Burtschen, der auch aus dem Gefängniß kam, an seiner Stelle zum Feldhüter.

Seine Gräfte geriet in's Schwan- ten. Er mußte es jenem frechen Burtschen, der ihm das tägliche Brot getaucht hatte, hinter die Ohren schreiben. Es war eine nur zu natürliche Folge, daß er seinem Feinde eines Abends auf- lauerie, einen sicheren Schuß auf ihn ab- gab und dem Sterbenden mit dem Kol- ben den West gab.

Das waren . . . cosas de hombres (Männerangelegenheiten), wie sie vorzu- kommen pflegen. Er wanderte in's Ge- fängniß und traf dort alte Bekannte. Endlich kam die Schwurgerichtsverhand- lung und alle, die ihn früher gefürchtet hatten, rächten sich an ihm, indem sie be- lastend gegen ihn ausfragten; dann das furchtbare Urtheil und die vierzehn schrecklichen Monate, welche er auf die Bestätigung des Todesurtheils, an weicher er nicht zu zweifeln wagte, wartete, und während welcher Zeit er sich ständig auf dem Schaffot sah.

Er war nicht feig. Ständig dachte er an Juan Portela, an Francisco Estaba- den und alle die anderen großen Hel- den des Verbrechertums, deren Häten in den volkstümlichen Romanzen besungen werden, und die er stets mit Enthusiasmus hatte singen hören, und fühlte sich ebenso mutig als diese und sah darum seiner letzten Stunde mit Ruhe entgegen.

Troßdem sprang er des Nachts mandmal von seinem Strohsack, als von einer verborgenen Macht emporge- schleudert, auf, und das Klirren seiner Ketten erfüllte ihn mit Entsetzen. Er schrie wie ein Kind, um in demselben Augenblick seine Freiheit zu bereuen; aber es war ihm nicht möglich, seine Seufzer zu unterdrücken. Es war ein Anderer, der in ihm schrie; ein Ande- rer, den er bisher nicht gekannt hatte, war es, der Furcht hatte und wie ein Weib stammelte, und er beruhigte sich nicht eher, als bis man ihm ein halbes Duzend Tassen jenes Getränks, das man im Gefängniß Kaffee zu nennen beliebt, gegeben hatte.

Von dem alten Rafael, der den Tod als Erlösung von seiner Qual herbei- sehnte, war nichts mehr als die äußere Hülle geblieben. Der neue, der sich in der entsetzlichen unterirdischen Gruft entwickelt hatte; dachte mit Schreden daran, daß schon vierzehn Monate seit dem furchtbaren Urtheil vergangen wa- ren, und daß das Ende immer näher rückte. Mit Freuden würde er weitere vierzehn Monate in diesem Grab zuge- bracht haben.

Eine namenlose Todesangst erfaßte ihn; und an Allem glaubte er sein na- ches Ende zu ahnen, so in den neugierigen Gesichtern, welche durch das Guck- loch der Thür schauten, und in dem Priester, welcher jetzt jeden Nachmittag zu ihm kam, als ob seine Zelle der ge- eigneste Ort wäre, um mit einem Manne zu plaudern und seine Zigarette zu rauchen. Schlimme, schlimme Anzeichen!

Die Fragen des Priesters konnten nicht beunruhigender sein. Ob er ein guter Christ wäre? Ja Vater. Er achte die Priester und habe ihnen gegen- über niemals auch nur in dem Allerger- ringsten gefehlt; und daselbe gelte von seiner Familie; alle die Seinigen hätten sich in die Berge geschlagen, und den legitimen König zu verteidigen; denn so habe es der Dorfgemeinde befohlen. Und zur Bestätigung seiner christlichen Gesinnung zog er aus den Lumpen, die seine Brust bedeckten, eine Reihe von Skapulieren und Medaillen hervor.

Dann erzählte ihm der Geistliche von Jesus, der als Sohn Gottes sich in ei- ner ähnlichen Lage befunden habe, wie er, und dieser Vergleich ermutigte den armen Teufel. Welche Ehre! . . . Und wenn ihm der Vergleich des Prie- sters auch schmeichelte, so wünschte er doch, daß sich das schreckliche Ende mög- lichst spät einstellen möge.

Wie ein Gewitter brach es über ihn herein, als er eines Tages die schreckliche Nachricht erfuhr. Die Angelegenheit war in Madrid zum Abschluß gekom- men, Vollstreckung des Todesurtheils, so hatte der Telegraph in seiner kurzen Sprache gesagt.

Und als ihm ein Beamter sagte, daß seine Frau mit dem Kinde, das wäh- rend seiner Gefangenschaft geboren worden war, das Gefängniß umschlei- che und ihn zu sehen wünsche, da zweifelte er nicht mehr. Wenn sie ihr Dorf verlassen hatte, so war es sicher, daß das Ende nahe bevorstand.

Man hielt ihm die Möglichkeit einer Begnadigung vor; und er klammerte sich wie alle Verzweifelten mit einer wahren Wuth an diese letzte Hoffnung. Waren Andere nicht begnadigt worden? Warum sollte ihm die Begnadigung verweigert blei- ben? Und der guten Herrin in Madrid kostete es ja nichts weiter, als eine Un- terschrift, um ihm das Leben zu retten. Und alle die offiziellen Todengräber, die ihre Reugier oder ihr Amt zu ihm brachten, die Advokaten, Priester und Zeitungschreiber, fragte er zitternd und lebend, als ob es in ihrer Macht läge, ihn zu retten.

„Was meinen Sie? Wird sie die Un- terschrift hergeben?“

Im nächsten Tage würde man ihn gefesselt und bewacht, wie ein elendes Thier, das zur Schlachtkanone geführt wird, nach seinem Heimatort bringen. Der Henker war schon da, mit seinen furchtbaren Apparaten. In der Thür des Gefängnisses wartete seine Frau mit dem Kinde, um den Verbrecher noch einmal zu sehen.

Nicht in der Thüre des Gefängnisses seines Heimatortes, aber in der Thüre des Provinzialgefängnisses weilte seine Frau, eine kräftige und lippige Ge- stalt, mit fleischigen Lippen und geschlos- senen Augenbrauen; ihren armfelli- gen Kleidern entströmte ein Duft nach Stallluft. Entsetzt erfaßte sie, sich hier an diesem unheimlichen Orte zu wissen. In ihrem blöden Gesicht sprach sich mehr furchtbare Verzweiflung, als Schmerz aus; und nur, wenn es das kleine Mäd- chen, das sie an ihre Brust presste, be- trachtete, entfloßen ihren Augen einige Thränen.

Gott! Welche Schande für die Fa- milie! Sie hatte es gewußt, daß dieser Mann so enden würde! O, wäre das Kind niemals geboren worden!

Der Gefängnißpriester suchte sie zu trösten. Ehrliche Ergebung; als Witt- we könnte sie noch einen Mann finden, der sie glücklich machen würde. Das schien sie zu ermuntern; und sie fing an, von ihrem ersten Bräutigam zu erzäh- len, einem braven Burtschen, der sich aus Furcht vor Rafael zurückgezogen hatte, und der sich ihr jetzt wieder näherte, als ob er ihr etwas zu sagen habe.

Nein, gewiß nicht; an Männern fehlte es ihr nicht — sagte sie ruhig mit einem leichten Lächeln — aber ich bin eine gute Christin, und wenn ein anderer Mann mir bestimmt ist, so soll es so sein, wie Gott befiehlt.

Als sie aber bei dem Priester und dem Gefängnißbeamten den Ausblick des Ge- stausens bemerkte, erinnerte sie sich ihrer Situation und begann auf's Neue zu weinen, was ihr einzige Mitleid kostete.

Am Abend traf die Nachricht ein, daß die Unterschrift erfolgt war. Jene Her- rin, welche sich Rafael in Madrid, um- geben mit allem Glanz und aller Pracht, wie die Heiligenbilder auf den Altären seiner Kirche, vorstellte, hatte auf Grund der vielen Bitten und Telegramme das Leben des Verurtheilten bewahrt.

In dem Gefängniß entstand eine große Bewegung, als ob alle Gefangenen die Freiheit wieder erlangt hätten.

„Sei vergnügt, Frau,“ sagte der Prie- ster zu dem Weibe des Begnadigten, „Deinem Gatten wird das Leben nicht genommen, und Du wirst nicht Wittwe sein.“

Die Frau blieb schweigsam, als ob sie in ihrem Gehirn mit Ideen kämpfte, welche sie nur langsam verarbeiten konnte.

„Gut,“ sagte sie endlich und ruhig, „und wann verläßt er das Gefängniß?“

„Das Gefängniß verlassen? — Bist Du verrückt? Niemand! Er kann froh sein, daß er sein Leben gerettet hat. Er wird nach Afrika wandern; und da er jung und stark ist, kann er noch zwanzig Jahre leben.“

Und zum ersten Mal fing die Frau an, aus vollem Herzen zu weinen; aber das waren keine Thränen der Traurigkeit, sondern Thränen der Verzweiflung und der Wuth.

„Bei Gott, Weib,“ rief der Priester voll Jörn, „das heißt Gott versuchen. Man hat ihm das Leben gerettet, ver- steht Du das? Er ist nicht mehr zum Tode verurtheilt. Und doch beklagst Du Dich!“

Das Weib unterbrach die Thränen, und in ihren Augen sprach sich wilder Hoff aus. „Gut, man tödtet ihn nicht; das freut mich. Er ist gerettet. Aber was wird aus mir?“

Und nach einer langen Pause fügte sie unter Seufzern, welche ihren Körper erschütterten, schreiend hinzu: „Die Verurtheilte bin ich!“

B o s h a f t. Dichtlerling: „Ich glaube, mein Ael- tere beginnt demnächst auch schon zu dichten.“ Bekannter: „Ach, ist der auch schon papierfortreif?“

Ein derber Hieb. Rumbin (die lange geflücht, ohne et- was zu kaufen): „Haben Sie vielleicht Stockfisch?“ Fischfrau: „Ne, Rabammeken, dat habe id leider in Romping nich, aber wenn id 'nen Spiegel hier hätte, könnt' id Ihnen einen zeigen!“

U m s c h r e i b u n g. „Man hört ja garnichts von Ihrem Freunde, dem Dramatiker? — Seine Stücke werden wohl nicht oft gegeben?“ „Nein, Gnädigste, der schreibt nur Premieren!“

H e r a u s g e r e b e t. Patientin (ängstlich): „Das Zahnr- ziehen thut wohl sehr weh, ich hörte doch den Herrn eben immer „Au“, „Au“ schreien!“ Zahnarzt: „Gewiß, aber nicht vor Schmerz, der hat nämlich während der Operation in einem Wihblatt Raiauer gelesen!“

A n e r k e n n u n g. „Wie macht sich denn Ihre Schwester als Stubentant, Herr Spund?“ „Großartig! Die Schwanz! sogar schon Rollen!“